



Video auf  
www.wort.lu

# In der Falle

Auf der griechischen Insel Lesbos sitzen Tausende Flüchtlinge in Lagern fest und sind ohne Hoffnung. Erzbischof Jean-Claude Hollerich hat die Menschen besucht. Das „Luxemburger Wort“ hat ihn begleitet.



In der Zeltstadt am Rande des Moria-Camps leben über 1.000 Flüchtlinge, weil im Camp kein Platz für sie ist.

Von Michèle Gantenbein und Christophe Olinger (Lesbos)

Wie das Leben hier ist? Mohamad muss lachen. „Hier ist kein Leben. Hölle, hier ist die Hölle“, sagt der 26-jährige Palästinenser. Er ist einer von geschätzten 6.000 Flüchtlingen im berüchtigten Moria-Camp auf der griechischen Insel Lesbos. Seit vielen Monaten lebt er hier in einem kleinen, unbeheizten Zelt am Rande des eigentlichen Lagers. „Es ist schwierig, vor allem im Winter“, erzählt er. Und gefährlich. Zweimal wurde Mohamad von Männern mit

• **Man kann die Menschen nicht einfach im Dreck sitzen lassen.**

Erzbischof Jean-Claude Hollerich

Messern angegriffen, das letzte Mal vor zwei Tagen. Sie haben sein Telefonladegerät gestohlen. „Hier gelten keine Gesetze“, sagt er.

Das Leben im eigentlichen Camp ist nicht weniger gefährlich. Die Menschen leben zusammengepfercht in überfüllten Wohncontainern. Was sie müde macht, ist das lange Warten. Es dauert Monate, oft sogar bis zu zwei Jahre, bis sie wissen, ob sie bleiben dürfen oder zurück in die Türkei müssen. Und selbst wenn sie Asyl bekommen, sitzen sie auf der In-

sel fest. Eine Weiterreise in andere EU-Mitgliedstaaten ist nicht erlaubt. Selbst ein Transfer auf das griechische Festland ist kaum möglich, weil man vermeiden möchte, dass der Flüchtlingsstrom aus der Türkei wieder zunimmt. Doch auf der Insel genau wie auf dem Festland gibt es kaum Jobs, nicht für Einheimische und noch weniger für Flüchtlinge.

Im Moria-Camp fehlt es an allem: an Nahrungsmitteln, an adäquaten Unterkünften, an Hygiene, an medizinischer Grundversorgung, an Bildungsmöglichkeiten. Es gibt sie, aber sie sind unzureichend. Der Stress entlädt sich in Gewalt. Frauen erzählen von ihrer Angst, abends im Dunkeln zur Toilette zu gehen, weil sie dort von betrunkenen Männern belästigt und vergewaltigt werden. „Das Leben hier ist schrecklich. Mein Baby ist krank. Ich bin krank“, erzählt Saifure. Die junge Frau aus Afghanistan erwartet ihr zweites Kind. „Wenn ich zum Arzt gehe, sagt er, ich soll Wasser trinken. Mehr nicht.“ Manchmal bekomme sie Paracetamol.

## Stundenlanges Warten auf Essen

Ein Mann erzählt von gewalttätigen Auseinandersetzungen in den langen Warteschlangen vor der Essensausgabe. „Es gibt genug Essen, aber die Qualität ist nicht gut“, sagt er. Eine andere Frau erzählt von übel riechendem Essen und dass sie manchmal erbrechen muss. Sie hat bereits ein Kind ver-

loren und hat Angst vor einer weiteren Fehlgeburt. „Es ist nicht gut hier für schwangere Frauen“, sagt sie. Viele Menschen leiden unter Depressionen, die Suizidrate ist hoch. Selbst Kinder und Jugendliche sind derart verzweifelt, dass sie keinen anderen Ausweg sehen als sich das Leben zu nehmen.

Erzbischof Jean-Claude Hollerich hört den Menschen aufmerksam zu. Ein junger Mann läuft neben ihm her und zeigt ihm seine Diplome. Seine Stimme klingt verzweifelt. „Ich habe keine Zukunft hier. Bitte helfen Sie mir“, sagt er. Der Erzbischof gibt ihm seine E-Mail-Adresse. Ein winziger Strohhalm.

## „Wie können wir helfen?“

Hollerich ist nach Lesbos gekommen, um sich ein Bild der Lage zu machen. Und um zu helfen. Papst Franziskus hat ihn geschickt. Ihn und Konrad Krajewski, den Kardinal der Obdachlosen, zuständig für die päpstliche Almosenverwaltung. Beide wollen von der griechischen Regierung wissen, was sie konkret tun können. Der Generalsekretär des griechischen Migrationsministeriums, **Andreas Gougoulis**, sieht nur einen Weg: Die EU-Mitgliedsstaaten dazu bringen, sich mit den



Erstaufnahmeländern solidarisch

zu zeigen, „nicht nur in Worten, sondern in Taten. Wir brauchen ein neues Relokalisierungsprogramm und eine gemeinsame Asylpolitik“, sagt er mit finsterner Miene.

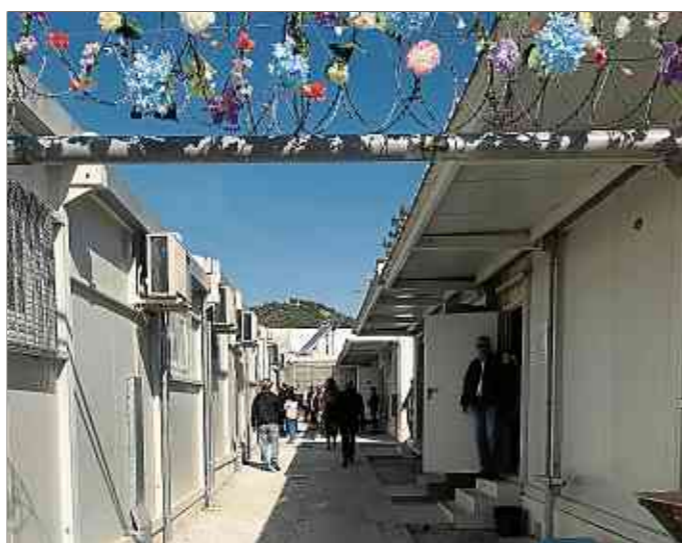
Das sieht auch der Bürgermeister von Lesbos, Spyros Galinos, so. „Es ist nicht richtig, dass Griechenland die Verantwortung alleine tragen muss.“ Er vergleicht die Situation seines Landes mit der eines Gewichthebers. „Wenn man immer nur Gewichte hinzupackt, bricht er irgendwann zusammen.“

Vor der Flüchtlingskrise hatten Rechtsextreme keine Chance in Lesbos, doch in nur vier Jahren hat

sich das geändert. „Jetzt fallen ihre Worte auf fruchtbaren Boden“, sagt der Bürgermeister. Seitens der lokalen Autoritäten ist die Angst vor sozialen Revolten groß. Einheimische bedrohen Menschen, die den Flüchtlingen helfen. Eltern sehen es nicht gern, wenn Flüchtlingskinder die lokale Schule besuchen.

## Fremdenfeindlichkeit steigt

Auch in der wenige Kilometer von Moria entfernten beschaulichen Inselhauptstadt Mytilini, wo von der Flüchtlingskrise nichts zu sehen ist, ist die Feindseligkeit spürbar. „Ich möchte nicht darüber re-



Das Moria-Camp: Zur Begrüßung hat man den Stachelndraht über dem Pfad entlang der Containerbüros mit Blumen verziert.



Bis zu drei Familien leben zusammengepfercht in einem Wohncontainer. Manche ziehen es vor, am Rande des Camps in Zelten zu leben.



15- bis 18-jährige Männer ohne Eltern werden in der geschützten A-Sektion untergebracht, aber sie dürfen das Camp verlassen.

den“, entgegnet der Besitzer eines kleinen Lebensmittelladens am Hafen auf die Frage, welchen Impact die Flüchtlingswelle auf die lokale Wirtschaft hat. „Warum kommt dein Land nicht und nimmt welche mit?“, sagt er schroff.

Stelios' Schreibwarenladen befindet sich ein paar Meter weiter. Durch die Flüchtlingskrise sei der Tourismus um über 50 Prozent zurückgegangen, erzählt er, ohne jedoch ein böses Wort gegen Flüchtlinge zu verlieren. „Früher kamen vier bis fünf Kreuzschiffe pro Woche. Jetzt kommt keines mehr“, sagt er. Sein Geschäft leidet weniger als das Hotel- und Gaststät-

tengewerbe. Statt an Touristen verkauft er seine Waren jetzt an die NGO's, die Material für die Flüchtlinge brauchen. „Aber das ist keine gesunde Wirtschaft“, sagt er. Er bedauert das negative Image, das die Insel durch die Medienberichte abbekommen habe. „Wir haben eine schöne Insel. Hier lässt sich gut Urlaub machen“, sagt er.

## Blumen im Stachelndraht

Dass der Papst eine Delegation nach Moria schickt, ehrt die griechischen Autoritäten. Sie haben die Hoffnung, dass der Besuch etwas bewirkt und sind bemüht, ihre Arbeit und das Camp in einem



Zahlreiche Menschen wie diese Afghanen haben Erzbischof Jean-Claude Hollerich von ihrer aussichtslosen Situation erzählt.

zu trennen, ist gescheitert, weil sie alleine mit zwei Kindern noch schlechter dran ist. Zur Polizei zu gehen, traut sie sich nicht. „Das macht alles nur noch schlimmer“, erzählt sie. Als ihr Mann auftaucht, bricht sie das Gespräch ab.

## Hunger nach Bildung

Shahnaz (28) hat ihre Heimat verlassen, weil sie möchte, dass ihr Sohn eine gute Ausbildung macht und auch sie möchte zur Schule gehen. „Uns wurde gesagt, dass wir ein paar Monate hier bleiben müssten und dann weiter in ein anderes Land gehen könnten. Aber nun sind wir bereits neun Monate hier und können nirgendwo hingehen“, sagt sie.

„Wir müssen etwas tun“, sagt Erzbischof Jean-Claude Hollerich nach zwei intensiven Tagen und vielen Gesprächen. Als Comece-Präsident möchte er die EU-Länder überzeugen, „dass man die Menschen nicht im Dreck sitzen lassen kann. Griechenland macht viel, aber mehr geht nicht“, sagt er. Er sieht das größte Problem in der Verstaatlichung der Asylverfahren und würde es begrüßen, wenn die Zivilgesellschaft freier agieren und auf weniger bürokratischem Wege Menschen aufnehmen könnte. Er möchte nun, zusammen mit den anderen christlichen Kirchen in Europa, ein Hilfsnetzwerk aufbauen, das Flüchtlinge aufnimmt.

## Salem bietet Schutz und Ablenkung

„Wenn du siehst, wie Kinder sterben, wenn du ihre toten Körper aus dem Wasser ziehst, dann ändert das alles in deinem Leben. Meines hat sich komplett verändert“, sagt Salem. Der junge Iraker leitet ein Zentrum für Flüchtlinge unweit des Moria-Camps. Hier finden bis zu 1.500 Frauen und Kinder tagsüber Schutz, Ablenkung und eine Mahlzeit. Es gibt einen großen Spielplatz, Jugendliche spielen Volleyball. Salem ist selbst Flüchtling und hat vielen Menschen das Leben gerettet. Dafür wurde er ins Gefängnis gesteckt. Als er wieder freikam, startete er sein Hilfsprojekt. Er ist auf private Spenden angewiesen. Nicht alle Flüchtlinge sind begeistert, dass man in seinem Zentrum Musik hören und tanzen darf, vor allem die Frauen. Dass er bedroht wird, ist ihm egal.

## Tränen der Dankbarkeit

Philippa und Eric Kempton erhalten sogar Morddrohungen und mussten ihr Haus an der Nordküste der Insel nach 18 Jahren ver-



Philippa und Eric haben vielen Flüchtlingen das Leben gerettet.

lassen, weil sie dort nicht mehr sicher waren. Am meisten leidet das britische Auswandererehepaar unter der Trennung von ihrer 17-jährigen Tochter. „Wir mussten sie nach England zurückschicken, weil ihr Leben hier in Gefahr war“, erzählt Eric. Das neue Zuhause des Ehepaars ist nachts beleuchtet und wird von Kameras überwacht. Restaurantbesuche sind nicht möglich, zu groß ist die Angst, dass jemand das Essen vergiften könnte. Die beiden haben schon lange vor der großen Krise Flüchtlinge aus dem Meer gerettet. Anfangs kamen nur Männer, dann kamen auch Frauen und Kinder, und es wurden immer mehr. „Wir haben Alarm geschlagen, aber niemand hat reagiert“, erzählt Eric.

Das Ehepaar mietet Container, 45 Gehminuten von Moria entfernt. Weil Frauen Angst haben, zu Fuß hierherzukommen, zahlt das Künstlerhepaar die Bustickets. Hier bekommen die Flüchtlinge

• **Wenn du siehst, wie Kinder sterben, dann ändert das alles in deinem Leben.**

Salem

kostenlos Kleider und Hygieneartikel, können an Mal- und Musikkursen teilnehmen und Fladenbrot backen. Eric und Philippa wollen ihr Angebot ausweiten: mit Duschen, einem Frisör- und einem Beautysalon. Ihre einzige Sorge ist das Geld. Als der vom Papst gesandte Kardinal dem Ehepaar ein Bündel mit 50-Euro-Scheinen in die Hand drückt, verschlägt es Philippa die Sprache. Einzig ihre Tränen lassen erahnen, wie groß der finanzielle Druck sein muss.

## Moria und Kara Tepe

Auf der griechischen Insel Lesbos befinden sich zwei Flüchtlingslager: Moria und Kara Tepe. Beide Lager sind seit Ende 2015 in Betrieb und liegen wenige Kilometer von der Inselhauptstadt Mytilini entfernt. Moria ist ein sogenannter Hotspot, ein Erstaufnahmelager. Hier werden alle Flüchtlinge registriert. Offiziell leben hier 4.800 Flüchtlinge. Inoffiziell sind es zwischen 6.000 und 8.000. 80 Prozent der Asylsuchenden stammen aus Afghanistan. Besonders gefährdete und verletzte Personen werden ins Lager Kara Tepe gebracht. Hier leben etwa 1.300 Personen. Mit der Schließung der Balkangrenzen und dem Inkrafttreten des EU-Türkei-Flüchtlingsdeals im März 2016, ist der Flüchtlingsfluss deutlich zurückgegangen. Kamen vorher täglich bis



Land:	Griechenland
Insel:	Lesbos
Staatsform:	parlament. Republik
Fläche:	1.633 km <sup>2</sup>
Inselbevölkerung:	86.436 (Stand 2018)
BIP pro Kopf (in Euro):	16.538 (Stand 2018)

zu 7.000 Flüchtlinge auf die griechischen Inseln, sind es jetzt im Schnitt ein paar hundert pro Woche.